

KLAUS SAUERBECK

Stille Nacht, heilige Nacht

Die Geschichte eines Liedes



Gewidmet all denen,
die sich Jahr für Jahr von Weihnachten
genauso verzaubern lassen wie ich



SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

1. überarbeitete Auflage 2017 (3. Gesamtauflage)

Dieser Titel erschien bereits unter der ISBN 978-3-7751-4759-0.

© 2017 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen: Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM-Verlagsgruppe GmbH, Witten/Holzgerlingen.

Umschlaggestaltung und -illustration:

Vitali Peters, Hannover, www.vita-grafik.de

Satz und Illustration: Tami Doikas, www.tamidoikas.de

Druck und Bindung: Drukarnia Dimograf Sp. z o.o.

Gedruckt in Polen

ISBN 978-3-7751-5801-5 · Bestell-Nr. 395.801

Inhalt

- 9 Juni 1803
Ein Lausbub mit großen Plänen
- 23 August 1818
Hochwürden hat Humor
- 31 September 1818
Rettung in letzter Sekunde
- 39 Oktober 1818
Die heilige Familie
- 49 Heiligabend 1818
Eine unvergessliche Nacht
- 65 Nachwort von Jürgen Werth
Die vorweihnachtliche Verzückung
- 76 Der Liedtext und die Weihnachtsgeschichte
Dichtung und Wahrheit



Juni 1803

Ein Lausbub mit großen Plänen



Meine Geschichte beginnt an einem Donnerstag im Juni des Jahres 1803. Es ist eine großartige Geschichte und wenn Sie Lust haben, dann lassen Sie sich doch mit hineinnehmen in diese Geschichte. Sie müssen sie nicht glauben, natürlich nicht, wer wollte Sie dazu zwingen? Aber wenn Sie bereit sind, sich darauf einzulassen, werden Sie ein klein wenig erleben vom Zauber von Weihnachten. Von diesem unbeschreiblichen Gefühl, das einen Jahr für Jahr ergreift,

wenn es auf Weihnachten zugeht, aller Vernunft zum Trotz. Von diesem wunderbaren Gemütswohlfinden, das so viele Menschen jedes Jahr aufs Neue in seinen Bann schlägt. Doch gestatten Sie, dass ich mit meiner Geschichte beginne. Im Mittelpunkt steht ein guter Freund von mir, Joseph Mohr. Wir nannten ihn, genau wie seine Mutter, Seppi. Was ich Ihnen erzähle, habe ich entweder selbst miterlebt oder ich habe es in zahllosen Gesprächen von Joseph erfahren, oder von Menschen, die mit ihm zu tun hatten. An jenem Donnerstag im Sommer 1803 waren wir alle patschnass geschwitzt vom Herumtoben. Wir alle – das waren die Kinder aus der Nachbarschaft. Der Joseph war damals zehn Jahre alt, ich war zwei Jahre älter. Wir lebten in Salzburg und trafen uns jeden Tag zum Herumtoben, zum Spaßhaben. Reich waren wir alle nicht, aber wir vermissten auch nichts. Wir genossen die Zeit, besonders die Ferienzeit, so wie jetzt gerade. Die Spielideen gingen uns nicht aus, immer wieder wurde Neues ausprobiert. Nur das Ergebnis war jeden Tag gleich: verschwitzte Gesichter, oftmals aufgeschlagene Ellbogen und Knie, vor Schmutz starrende Hosen und Hemden. Und strahlende Augen. Strahlend angesichts einer Kindheit, die arm, aber behütet war. Einer Kindheit, in der es natürlich auch Sorgen gab, doch auch immer jemanden, mit dem man diese Sorgen besprechen konnte.

Während wir anderen uns erschöpft auf dem Boden niederließen, verabschiedete sich der Joseph: »Also, servus dann! Morgen, gleiche Zeit, gleicher Ort, klar? Ich muss heim.« Heim – das bedeutete für Joseph heim zu seiner Mutter, der Schoiberin. Seltsam, aber kein Mensch sagte Frau Schoiber; jeder nannte sie einfach die Schoiberin. Obgleich niemals ein Laut der Klage über ihre Lippen kam, hatte es Anna Schoiber nicht leicht. Wo Josephs Vater war, von dem der Bub den Nachnamen Mohr hatte, kann ich nicht sagen. Ich glaube, die Schoiberin wusste es selbst nicht. Soweit mir bekannt ist, verließ er die werdende Mutter, als er von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Aber, wie gesagt, sicher bin ich mir dessen nicht. Es spielt eigentlich auch keine Rolle. Tatsache ist, dass er nicht da war. Tatsache ist aber auch, dass Anna und Joseph ihn nicht wirklich vermissten. Zumindest nicht bewusst. Mutter und Sohn hatten nicht viel, aber sie hatten einander. Und sie hatten Zufriedenheit und gegenseitige Vertrautheit; das kleine Glück des Alltags, wenn Sie so wollen.

Später als Herr Pfarrer erzählte Joseph oft von dem Seelenfrieden, wie er ihn nannte, der ihm in der Zweisamkeit mit seiner Mutter beschieden war.



Doch zurück zu jenem Donnerstag. Der Joseph verließ also unser gemeinsames Spiel und lief heim, wo seine Mutter auf ihn wartete, dankbar für die Hilfe, die sie von ihrem Buben jederzeit erwarten konnte.

Daheim angekommen, hörte Joseph Stimmen aus der Küche. Besuch? Wer das wohl war? Joseph klopfte kurz und betrat die gemütliche kleine Küche, in der seine Mutter mit dem Besuch am Esstisch saß. Da stand er nun, der Joseph, und grinste über das ganze Gesicht: verschwitzt, verschmutzt, fröhlich und freundlich wie immer. Der Besucher saß mit dem Rücken zu ihm, und als er sich nun umdrehte, erkannte Joseph in ihm Herrn Domvikar Nepomuk Hiernle. Dieser hatte schon oft ein großes Herz für die Armen und Benachteiligten gezeigt. Auch Anna und Joseph hatte er schon mit der einen oder anderen kleinen Mildtätigkeit das Leben ein wenig erleichtert. Dennoch war es höchst ungewöhnlich, dass Hiernle sie zu Hause besuchte. All diese Gedanken schossen Joseph durch den Kopf, als er den Domvikar an ihrem Küchentisch sitzen sah.

»Grüß dich, Mama.« Dann wandte sich der Junge dem Geistlichen zu: »Grüß Gott, Hochwürden.« Hiernle drückte fest Josephs Hand und sah ihn aus freundlichen Augen an. »Grüß dich, Joseph. Habt's recht herumgeräubert draußen? Ja, das muss wohl so sein bei den Jungen! Im Vertrauen gesagt: Bei uns war's

nicht anders! Wenn ich zurückdenke, was ich damals alles ...« Hiernle musste sich selbst unterbrechen, weil er wegen der Erinnerung an seine eigenen Jugendstrieche vor Lachen nicht weiterreden konnte. Das machte ihn so sympathisch: Obwohl er ein hoher geistlicher Herr war, war er sehr menschlich geblieben, nicht so von oben herab wie so manch anderer. Man merkte, dass er die Menschen mochte, und er machte in seiner ganzen Haltung großen Eindruck auf den kleinen Joseph. Nun schaltete sich Josephs Mutter ein: »Komm mal her, du alter Herumtreiber!« Obwohl Joseph einerseits meinte, er sei dem Knuddel- und Schmusealter langsam entwachsen, genoss er doch in seinem Inneren die kräftige Umarmung seiner Mutter. »Der hochwürdigste Herr Domvikar ist deinetwegen gekommen.« »Meinetwegen?«, entfuhr es dem Joseph und schnell ging er im Kopf die letzten Tage durch: Hatte er etwas ausgefressen? Obwohl – dafür war die Mutter zu freundlich. Und der Herr Domvikar auch. Aber was um alles in der Welt konnte Hiernle sonst von ihm wollen; von einem zehnjährigen Buben, der in einer ärmlichen Wohnung in Salzburg zusammen mit seiner Mutter lebte und dessen große Abenteuer sich auf die auf der Straße mit seinen Freunden beschränkten?



Die Mutter blickte ihm in die Augen, so, als könnte sie tief hineinsehen in seine Seele und in seinen Kopf: »Es geht um eine ernste Sache, Seppi, um eine Sache, die dein Leben völlig verändern könnte.« Und mit einem, wie es Joseph vorkam, irgendwie schwermütigen Blick fügte sie hinzu: »Und das meine auch. Mehr weiß ich selbst nicht. Der Herr Domvikar wollte es mir gerade erklären, als du gekommen bist.«

Das war das Stichwort für Hiernle, der sich lächelnd erst einmal an die Anna wandte: »Nun, Schoiberin, Ihr könnt Euch denken, dass es einen guten Grund gibt, warum ich Euch besuche. Ich kenne Euch ja nun schon Jahre und ich weiß, dass Ihr eine herzensgute Frau seid, die ihren Buben ohne Vater mit aller Liebe und Hingabe erzieht.«

»Aber Hochwürden«, wandte Anna ein, »Ihr macht mich ja ganz verlegen. Ich mach doch gar nichts Besonderes mit dem Buben.«

»Etwas Besonderes vielleicht nicht«, lächelte Hiernle, »aber das Notwendige und das Wichtige. Und das ist schon mehr, als viele andere zustande bringen.« Er wandte sich Joseph zu: »Und du, mein lieber Joseph, entwickelst dich zu einem prächtigen jungen Mann, wie ich sehe. Du bringst gute Anlagen mit, einen hellen Kopf und ein ganz außergewöhnliches Gefühl für die Musik.« Nun wieder zu Anna gewandt fuhr er fort: